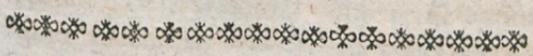




2

Der  
Englische Greis,

von \* \* \*



Zwenter Theil.



Hamburg, 1766.



110

Englische Grammatik

1771



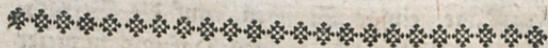
Verlag des Verfassers

Leipzig

Verlag des Verfassers

1771





Der  
Englische Greis.

Fünftes Stück.

---

Der Geburtstag eines jeden Menschen ist ein merkwürdiger Tag, und ein jeder Sterblicher kam dabey eine Menge nützlicher Gedanken haben. So oft mein Geburtstag ist, so oft bin ich gewohnt diesen Tag aus der maßen vergnügt zuzubringen. Mein Gemüthe erheitert sich an diesem Tage, mehr als sonst. Ich sehe meinen Eintritt in die Welt, als eine Gelegenheit zu meinem zeitlichen und ewigen Wohlergehen an. Ich preise denjenigen darüber, der, weil ich noch nichts war, zu mir aus unverdienter Liebe und Güte sprach: Werde! und der mich aus meiner Mutter Leibe, an das Licht zog. Ich wende an die-

E 2

sem

sem Tage, einige Stunden, auf die Betrachtung des Endzwecks meines Daseyns in dieser sichtbaren Welt. Hierauf prüfe ich mich, ohne mir zu heucheln. Finde ich, daß ich nicht allerdings der Menschheit gemäß gehandelt habe, so wird mein Geburtstag, der erste Tag zu meiner Besserung. So bringe ich die Vormittagsstunden, unter andächtigen Gebet und Selbstprüfung zu, und den Nachmittag widme ich guten Freunden. Besonders habe ich nach meinen Aeltern, einen, nur einen sehr guten Freund in dieser Welt gefunden, der im Lehrstand lebet, und welcher mir sehr oft, so wohl mit Rath als That, als ein Herzensfreund beygestanden und gedienet hat.

Laß mich Freund' und Feinde lieben,  
Keinen den Du liebst betrüben.

Ich bin an dem Tage, der mir die Erinnerung meiner ersten Ankunft in diese Welt wiederbringet, ausnehmend vergnügt. Ich würde es nicht seyn, wenn mir der Aufenthalt in derselben zur Last würde. Dieses rechne  
te

te ich mir für das größte Verbrechen. Gott hat den grossen Ort meines Aufenthaltes, mit vielem vorzüglichem Guten gezieret, und dabey den Wohlstand des menschlichen Geschlechtes, zu seinem Augenmerke gehabt. Er lehrete meinem Gemüthe und meinem Verstande die Mittel kennen, das Gute mein eigen zu machen, und die Unarten nach und nach zu überwinden und abzulegen. Er hat mir einen vernünftigen Trieb in meine lebendige Person eingepflanzt, dieselbigen Mittel, mit meiner gesunden Vernunft zu ergreifen. Die Welt, die ich bewohne, ist nach meinen Begriffen die Beste, die jemals geschaffen worden. Sollte ich nicht vergnügt seyn, daß ich ein vernünftiger Einwohner derselben worden bin? Gesezt, diese sichtbare Welt, hat durch das Vergehen ihrer ersten Einwohner, vieles von ihren Vorzügen eingebüffet, so bleibet sie mir dennoch ein lieber Ort meines Aufenthaltes, und ich genieße darinnen mehr Gutes, als ich von dem beleidigten Oberherrn derselben, fordern kann. Ich könnte vollkommen zufrieden seyn, wenn

E 3

dieses

dieses das einige Gute wäre, daß mir mein Schöpfer, den Gebrauch der gesunden Vernunft verliehen, und noch über dieses, seinen, zu meinem Besten ausschlagenden Willen in der heiligen Bibel offenbaret hat. Genugsamer Stoff mich zu vergnügen, wenn ich zumal das Gegentheil mit betrachte. Es wäre dem Schöpfer, der mich einen vernünftigen Menschen werden lies, nichts unmögliches gewesen, ein wildes, unvernünftiges reißendes Thier, oder einen elenden Wurm aus mir werden zu lassen. Ich hätte zwar ein Mensch werden können, allein, wie unglücklich wäre ich gewesen, wenn ich in dem Sitze des Unglaubens und der Finsterniß, von ungläubigen Juden, Türken oder Heyden gebohren wäre? Ich hätte können ein Mensch werden, dabey aber nebst einen unfähigen Gemüth, oder Seele, einen flecken, oder gebrechlichen Leib bekommen haben, so, daß ich mir selbst zur Last, und andern Nebenmenschen unnützlich gewesen wäre. Doch nein, ich bin ein gläubiger Christ. Meine Seele, oder, mein Gemüth hat

hat Kräfte ihre Vorzüge anzuwenden, Verstand und Willen, nebst allen Gliedern nützlich zu gebrauchen, kein tödliches Gift, einer beschwerlichen Krankheit wüthet in meinen Gliedern. O wie viele Ursachen habe ich darüber vergnügt zu seyn! Wie viele Ursachen, Gott recht inbrünstig zu danken!

Wie soll ich Gottes Huld ausbreiten,  
 Die sich auch da schon groß erwies,  
 Daß sie mich nicht von blinden Heyden  
 Des Lebens Ursprung nehmen lies?  
 Die Huld die ich gar deutlich spüre,  
 Daß sie mich nicht zu einem Thiere  
 Was Land und See beschwert, gemacht.  
 Die große Vorsicht, die dagegen  
 Den Leib mit Kräften und Vermögen,  
 Den Geist mit der Vernunft bedacht.

Es entstehet in mir eine Quelle des Vergnügens, wenn ich an diejenigen gedenke, welchen ich das natürliche Leben zu danken habe. Ich würde genung von meinem Vater bekommen haben, wenn nichts als sein ehrlicher Name auf mich geerbet wäre: So aber erwecket mir das Andenken meiner lieben

ben Eltern ein vielfaches Vergnügen. Ihre Sorgfalt, die sie bey meiner Erziehung, so deutlich blicken lieffen, ist so mannigfaltig, und bey einem jeden Stücke, worein ich sie theilen kann erwächst mir gleichsam eine neue vernünftige Wollust. Sollte mir die Kenntniß des Christenthums, der angewöhnte Abscheu gegen alle Laster, das Glück etwas gelernt zu haben, dessen ich mich für niemand schämen darf; mit einem Worte; so viele, wahre große Güter die ich als mein eigen ansehen kann, sollten diese mich nicht innigst vergnügen? Doch ich würde nur das halbe, oder doch ein sehr eitles Vergnügen genießen, wenn ich mir diejenigen nicht zugleich vorstellte, durch deren rühmliches Beyspiel, und angewandte kostbare Bemühung, diese Ursachen meines Vergnügens zuerst hervor gebracht wurden. Gewiß ich kann nicht Worte genug finden, wenn ich so werthe Eltern loben will. Sie sind meiner Dankbarkeit gedoppelt, ja tausendfach werth, weil ich tausendfache Zärtlichkeit gegen mich in ihrem ganzen Leben wahr-

wahrgenommen habe. Wüßten sie doch persönliche Zeugen von meinem dankbaren Vergnügen seyn. Doch sie sind in einem Zustande der gegen den meinigen, wie die Sonne gegen ein Feuerfünkeln zu achten ist. Ich halte meine Freude über meine lieben Aeltern überhaupt für gerecht, und besonders an dem Tage, da sie vor geraumer Zeit aufsiengen, mir die erste Wohlthat zu erweisen.

Es erinnert mich mein Geburtstag ferner, an ein Bestreben, was ich mit unter das glücklichste in meinem ganzen Leben rechne: An den Trieb, den ich als Knabe bey mir fand, mich den Wissenschaften zu weihen. Ich hätte mit dem Studiren, einen vielfachen Trost, in meinem ganzen Leben entbehren müssen. Ich würde ohne dasselbige, weder meinen gütigen Schöpfer noch andre Geschöpfe, in der Maasse der Erkenntniß bewundern können, die ich mir durch mein vernünftiges Nachforschen zuwege gebracht habe. Ich würde mich selbst nicht die Hälfte kennen, ich würde das Gute nicht einsehen,

was mir durch meine Geburt wiederfahren ist. Ich würde also an meinem Geburtstage nicht fröhlicher seyn, als an andern Tagen, wenn ich mich nicht durch das Studiren gewöhnet hätte, eine Sache mit andern Augen anzusehen, als sie der Pöbel anseheth.

Auch finde ich an dem Erinnerungstage meiner Geburt, noch unzähligen Stoff mich zu ergözen. Mein glückliches Gedächtniß, kömmt mir dabey ausnehmend zu statten. Es zeigt mir, als in einem Spiegel, alle merkwürdige Begebenheiten meines ganzen Lebens. Ich übersehe dieselben auf einmal, ich erblicke mich als ein Kind, in dem Schooße einer überaus zärtlichen Mutter. Das Vergnügen was ich als ein Knabe, bey manchen unschuldigen, und igo belachenswürdigen Ergößlichkeiten empfand, konnte damals nicht so groß seyn, daß ich es nicht bey der nunmehrigen Erinnerung desselben noch einmal, und stärker als damals fühlen sollte. Ich sehe mich in der Blüte  
meines

meines Alters. Welch ein entzückendes Andenken, der schönsten Zeit meines Lebens! ich bin bey diesem Traume, noch so munter und lebhaft, als ich vor sechzig Jahren war: und ich werde wie recht kleinlaut, wenn mich diese Erinnerung verläßt. Mein männliches Alter, in welchem ich angefangen habe, der Welt nach Vermögen nutzbar zu werden, ist nicht weniger ergößend für mich gewesen: und auch die gegenwärtige Zeit meines Lebens, ist nicht mit so vielen Beschwerlichkeiten verknüpft, daß sie mir ein mißvergnügetes Andenken, als einem Bejaherten, erwecken sollte. Ich bin gegen andre Leute von meinen Jahren, noch jung; und ich weiß nicht, ob ich es einem ordentlichen Gebrauche meiner Jugendjahre, oder einer sonderbaren göttlichen Fügung zuschreiben soll; ich bin zur Zeit noch von allen den beschwerlichen Gesährten des Alters, von allen harten Krankheiten, verschonet geblieben. Alle meine glücklichen und unglücklichen Begebenheiten, stellen sich vor meine Augen. Ich werde in dieser Betrachtung niemals nieder-

niedergeschlagen, weil die große Menge der erstern, die kleine Anzahl der letztern weit übersteiget, und ich vergnüge mich wenn ich bedenke, daß ich alle gesegnete Zufälle, nicht mir selbst, sondern einer höhern Vorsehung zuzuschreiben habe, welche ich erst nunmehr, nebst ihren wundervollen Wegen mich glücklich zu machen, gewahr werde, ja ich bewundere, daß die Stürme des Elendes mich in den Hafen der Ruhe gebracht.

Das Unglück selbst vergnüget mich: ich sehe es als die ordentliche Folge meiner Fehler an. Ich weine vor Freuden, wenn ich überlege, daß mich Gott, durch das Unglück von un rechten Wegen abgezogen, und daß er mit meiner Züchtigung so gnädig verfahren sey. Diese Betrachtungen, bringen mir den vergnügtesten Tag im Jahre zuwege. Ich bin allemal recht begierig selbigen zu feyern. Ja selbst die Vergänglichkeit der Lebenszeit, an die mich dieser Tag stille erinnert, wird mir zum Labsal. Gott! denke ich, so bin ich schon wieder ein Jahr älter; schon sind wieder zwölf Monate abgelaufen;

fen; so habe ich schon einen Schritt näher zu der freudenvollen Ewigkeit! Hier wird mein Vergnügen erst recht groß. Die Ergözung die ich an den Schönheiten dieser sichtbaren Welt, und an den glückseligen Begebenheiten meines Lebens habe, wird mir noch mehr zur Lust, weil mir jene, die Erblickung einer weit schönern Welt, und diese die fühlbare Hoffnung unaussprechlich grösserer Glückseligkeiten, an die Hand geben. O wie freue ich mich meiner Geburt! Denn ohne dieselbige würde ich von allem Vergnügen ausgeschlossen seyn, was noch auf mich wartet, und was ist noch nicht erschienen ist.

Ist mir die Begehung, des Tages meiner ersten Geburt so herrlich: Wie erfreulich wird mir nicht die Annäherung meines Sterbetages seyn. Ich halte dafür, daß diese Reigung, mich an meinem Geburtstage zu freuen, mich bey allen gesitteten Völkern, nicht strafwürdig machen werde. Denn so viel ich weiß, sind die ältesten Nationen, bey der Erinnerung ihres ersten Ursprunges, nicht unempfindlich gewesen. Die alten  
Egyptier

Egyptier, waren bey ihren Geburtstagen lustig. Pharao, der Wohlthäter Josephs, speisete an einem solchen Tage, seine Hof- Bedienten. Sie hatten vielleicht diese Gewohnheit von noch ältern Völkern an sich genommen. Es kömmt mir dieses sonderlich glaubwürdig vor, weil ich schon in dem Buche Hiob, Spuren von der Geburtstagsfreude gewahr werde. Die alten Assyrer und Perser bezeugten eine gleiche Freude. Die einzigen Thracier waren an ihren Geburtstagen traurig, und dieses daher, weil sie die Begriffe von dem Elende dieser Welt, nicht sattfam einschränkten. In Athen erweckte der Geburtstag, eine große Freude, und gute Freunde, überhäuften einander an demselbigen mit Geschenken. Diese Gewohnheit nahmen die Römer von den Atheniern herüber, und setzten noch dieses hinzu, daß sie aus Begierde, an den ersten Anfang ihres Lebens zu gedenken, oder aus der Lust, welche aus den reichlichen Geschenken entstehet, wohl sechs mal im Jahre ihren Geburtstag begiengen. Sie feyerten diesen merkwürdigen Tag ihres Lebens

Lebens mit besondrer Ehrfurcht. Plinius redet von denen festis natalitiis, an welchen den Göttern geopfert wurde, die über die Geburt gesetzt waren. Vielleicht wurde auch, die allgemeine heydnische Göttin, die Fortuna hujusce diei, bey dieser Geburtsfeyer nicht vergessen. Ich könnte noch mehrere Völker anführen, ich mag aber nicht gern in den Verdacht kommen, als ob ich mit meiner wenigen Belesenheit groß thun wollte. Genung, daß ich dadurch mein Vergnügen über meinen Geburtstag gerechtfertiget habe.

Nunmehr liegt mir ob, meine Gewohnheit zu rechtfertigen, vermöge welcher ich, die Lust, die ich empfinde, auch auf meine Freunde bringe. Ich muß mir allen Zwang anthun, daß ich mein Recht, nicht aus den Altersthümern herleite. Wir alten Greise, reden doch gar zu gern, von uralten Geschichten. Ich bin es aber nicht benöthiget, diese Zuflucht zu suchen. Ich finde in der Natur der Freundschaft, und meines Vergnügens, Gründe genug zu meiner Verthei-

theidigung. Ich liebe meine Freunde zärtlich, und ihre Neigung gegen mich wird nicht schwächer seyn. Wir theilen einer dem andern jederzeit das Vergnügen mit, was uns rühret, und wir fühlen alle, diejenige Lust vereint, die ein jeder einzeln empfindet. Wir setzen also unsere Kräfte gemeinschaftlich zusammen, wenn wir uns vergnügen, damit das Vergnügen desto stärker werde. Der angenehme Zeitvertreib, den ich meinen lieben Freunden, bey meinem Geburtstage mache, bestehet theils in der Erzählung der glücklichen und unglücklichen Begebenheit meines Lebens, theils in erbaulichen Betrachtungen unterschiedlicher Wohlthaten so mir der Schöpfer bewiesen, theils in unterschiedlichen Unterredungen, die der Beschaffenheit unserer Gemüther gemäß sind. Meine Freunde sind so gefällig gegen mich, daß sie bey Wiederholung meines Lebenslaufes, diejenigen Leidenschaften an sich nehmen, welche mir die Erinnerung frölicher oder trauriger Vorfällen verursacht. Sie jauchzen bey der Erwähnung meines Glückes,

Glückes, mehr, als ich, zu der Zeit, da ich es wirklich empfunden. Sie beklagen mich, wenn mir es übel gegangen. Bin ich selbst Schuld gewesen, so fährt mich Herr Mentor recht liebevoll an, und schilt mit einem wohlmeynenden Ernst, meine Unvorsichtigkeit. Erzähle ich, wie ich in meinen jüngern Jahren, nach der Art junger Leute, öfters aus übergroßer Klugheit gefehlet habe, denn die Jugend ist einbildisch; so bringet Herr Skotus ein Gleichniß für, und scherzet mit einer recht freundschaftlichen, und ihm recht wohl anständigen Höneren, über meine thörichte Klugheit. Herr Sinnreich weiß Rath, wie ich die Sache anders hätte machen können, und erzählet, wie er es gemacht haben würde. Wir haben Herr Prachtfelds Bezeigen noch bey keinem Geburtstage gesehen, ich denke, er wird ein Liedgen trällern, weil wir von den Geschichten unserer Jugend reden. Dieses Vergnügen, welches wir bey unsern Geburtstagen unter uns haben, scheineth mir gar nicht tadelhaftig. Ich habe mich recht auf meinen Geburtstag gefreuet. Ich freue mich

mich noch iso vernünftig darauf. Ich sinne schon auf inbrünstige Lobelieder meines gültigen und gnädigen Schöpfers.

Der mir erst den Odem einbließ, und mich an  
das Tageslicht setzte,  
Und mich in den Bund seiner Gnaden aufnahm,  
Der meiner Kindheit fürkund, die Freuden des  
Jünglings gewährte,  
Als Mann, mich zu Diensten, wozu er mich schuf,  
Ausrüstete. Und noch im Alter die Kräfte der  
jauchzenden Jugend  
Verleihet, verdient wohl ein jauchzendes Lied.  
Besonders verbindet der Tag, da er den Anfang  
erst machte,  
Mir wohlzuthun, mein Herz, daß es Gott erhebe.

Der Morgen bricht an; ich stehe auf;  
ich bete; ich untersuche mein Herz, es ist bes-  
ser, als es vor dem Jahre war. Ich bin  
recht froh darüber. Ich fasse den besten  
Schluß, es noch besser zu machen. Meine  
Freunde kommen; mein besonderer Herzens-  
freund auch: Sie treffen mich in guten Ge-  
danken an; Sie stören mich nicht darinnen,  
sondern sie vermehren dieselben. Wir sind  
recht



nach und nach, und wird zu rechter Zeit wirksam, so daß ein mitleidiger Mensch seine äufferste Bemühung anwendet, die seines Mitleids werthgehaltenen Personen aus dem Elende herauszureißen, in welcher er sie mit Unmuth erblickte. Kann auch wohl eine Tugend, einem Volke, das den unaussprechlichen Vorzug der Vernunft besizet, anständiger und würdiger seyn, als eben diese Tugend? Sie zeigt, wie zärtlich wir gesinnet sind, so daß uns auch Elend, Noth der Nebenmenschen betrübet, wodurch wir eigentlich nicht getroffen werden. Sie zeigt, daß wir würdige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft seyn: denn der Antheil, den wir an den Unglücksfällen anderer Menschen nehmen, giebt zu erkennen, daß wir dieselben für unsre eignen ansehen. Wir würden den Namen der Menschen nicht verdienen, wir würden der gesunden Vernunft nicht werth seyn, mit der wir prangen, wenn wir den menschlichen Trieben des Mitleidens nicht folgen wollten, oder wenn uns unsre gesunde Vernunft nicht diene, durch die Ueberlegung  
der

der Unfälle gerührt zu werden, die andere Menschen, so neben uns sind, betreffen. Sind wir doch an etlichen unvernünftigen Thieren ein Etwas, so mit dem Mitleiden einige Ähnlichkeit hat. Ich habe es angemerket, daß die Thiere, so mit einander entweder aufgezogen worden sind, oder einerley Behältniß haben, ordentlich unmutzig werden, wenn dem andern etwas abgeheth. Ich habe die Erfahrung mit Pferden, mit Hunden, ja sogar mit zwey Thieren, die einander sonst natürlich zuwider scheinen, mit einem Hunde und mit einer Katze gemacht; da sich der Hund ordentlich zu Tode grämete, da die Katze ihr Leben eingebüßet hatte. Das sind unvernünftige Thiere, man mache nun den Schluß auf die Menschen.

Die Quellen des Mitleidens sind in dem menschlichen Gemüthe verborgen. Es äuffert sich bey unserer Person ein innerlicher Abscheu, gegen alles was uns schaden kann; und die Noth und das Unglück sind Feinde, die wir gemeinschaftlich fürchten. Das Unglück ist ein Feind, welchem wir stets ausweichen wollen. Sehen wir einen andern

damit kämpfen, so bringt es uns auf die Erinnerung, daß wir vielleicht über lang oder kurz, der Gegenstand eben dieses elenden Zustandes seyn dürften. Ich will ein Exempel geben. Der höchste Grad und Gipfel der Armut ist wohl etwas, was ich und alle vernünftige Menschen verabscheuen. Ich sehe ich einen Menschen, dem dieses Elend aus den Augen leuchtet, und dessen Blöße ein Verräther seiner Dürftigkeit wird. Ich kann daher, als ein vernünftiger Mensch, diesen Gedanken nicht entgehen: Wie leicht wäre es, daß du in eben solche Umstände einer dringenden Noth gerathen könntest? wie wäre es, wenn du wirklich an den Bettelstab geriethest, und sehr arm würdest? Könnte nicht ein ungeschähter Zufall dich an den Bettelstab bringen? Ich bedaure also, daß unser Geschlecht einem solchen elenden Schicksal unterworfen ist, und ich bin bekümmert darüber, daß mich ein lebendiges Beyspiel lehret, wie ich keinen Freybrief wider dergleichen Zufälle habe. Da ich also das Elend selbst bejammere, so fällt auch ein Theil meiner regen Empfindlichkeit

lichkeit auf die Person, die mit dergleichen Elend befallen ist. Der heftige Eindruck, den die Sache in mein vernünftiges Gemüth machet, verleitet mich, auch auf Denjenigen zu sehen, der dem Unwillen des Schicksals ausgesetzt ist; und ich kann ihn nicht so oft ansehen, daß mir nicht ein neuer Stoff des Erbarmens in die Augen fallen sollte. So fühlet sich die Menschheit! Vielleicht, denke ich, ist dieser Mensch unschuldig: Vielleicht ist er würdig ein besseres Glück zu genießen. Vielleicht hat ihn die allweise Vorsicht auch dir zu einer Warnung unglücklich werden lassen. Vielleicht wärest du auch eines solchen Schicksals werth.

Wenn ich diese Gedanken in meinen Sinnen weiter fortführe, so bringen sie mich auf die Ueberlegung, daß es das Grundgesetz des natürlichen Rechts erfordere, ein Mitleiden mit meinen armen, geplagten Nebenmenschen zu haben. Ich setze mich nun völlig in den Zustand, in welchen ich meinen nothdürftigen Nächsten erblicke. Ich treibe in Gedanken meine Noth, so weit als ich sie treiben

kann; und zugleich thue ich den herzlichsten Wunsch: Möchte doch eine mitleidige Person! möchte doch eine redliche Seele gefunden werden, die dich bey deinen Unfällen ihres Mitleidens würdig schätze! Bin ich also nicht verbunden, dasjenige an andern zu thun, wenn es in meinem Vermögen stehet, was ich bey einer gleichen Gelegenheit von andern wünsche. Es sind noch mehrere Bewegungsgründe, die das Mitleiden in uns rege machen können. Wir sind vernünftige Geschöpfe eines über alle Maßen mitleidigen Schöpfers. Wir leben bloß aus seiner unverdienten Liebe und Gnade in seinem Gebiete; ja wir nehmen täglich nichts als lauter unverdiente Wohlthaten aus seiner Hand. Diese ganze sichtbare Welt ist unser Brodhaus. Das ganze Betragen unsers gütigen Schöpfers gegen uns, ist ein Inbegriff von lauter Gnade, Mitleid und Erbarmen. Sein allerheiligster Wille ist uns Menschen nicht unbekannt, daß wir uns Mühe geben sollen, durch Nachahmung seiner Tugenden ihm gleich zu werden. Unter andern lobenswürdigen Hand-

Handlungen, die wir aus seinem Beyspiele lernen sollen, ist auch das Mitleiden mit be-  
 findlich. Wir finden seinen ausdrücklichen  
 Befehl, auch in diesem Stücke ihm gleich zu  
 werden: wir haben die uneingeschränkten Ge-  
 setze von ihm erhalten, uns durch das Mit-  
 leiden gegen unsre Brüder, seines Mitleidens  
 gegen uns würdiger zu machen. Er rechnet  
 es uns als ein Werk an, womit wir seine  
 Erbarmung gleichsam unverdient verdienen  
 können, wenn wir uns unserer nothleiden-  
 den Brüder und dürftigen Schwestern erbar-  
 men, und in unserer mitleidigen Person ei-  
 nen Theil der Quaal empfinden, womit sie  
 beängstiget werden. Sollte uns nicht die  
 höchste Wohlthat, der wir nur theilhaftig  
 werden können; sollte uns die Ehre Gott  
 gleich zu werden, nicht antreiben, eine Tu-  
 gend auszuüben, die uns diesen Vorzug zu-  
 wege bringen kann. Sollte das unverdiente  
 Mitleiden, was wir bey unserm Gott, bey  
 unserm einzigen Helfer, bey unserm beleidig-  
 ten Vater zu erlangen suchen, sollte dieses  
 uns nicht bewegen, auch unsern nothleiden-  
 den

den Brüdern unser Mitleiden zu gönnen? Sollten wir unserm Gott, der ein Gott der reinen Liebe und des Erbarmens ist, also zur Schande leben, daß wir ohne Erbarmen die Noth unserer Nebengeschöpfe ansehen könnten? In so fern mich mein Gewissen verbindet, die den göttlichen Gnadenverheißungen entgegen gesetzten Drohungen, in tiefster Ehrerbietigkeit, für untrügliche Wahrheiten anzunehmen: in so fern muß ich eine gerechte Strafe über diejenigen Menschen vermuthen, die den göttlichen Befehlen zuwider, das Mitleiden aus ihren verhärteten Herzen verbannen; und ihren Nächsten, als eiserne Seelen, in seinem Elende unempfindlich ansehen können.

Die Strafe ist groß, die Gott wider die Unbarmherzigkeit ausgesetzt hat. Das Mitleiden Gottes soll ihnen auch, wenn sie sich nicht bessern, versaget werden, und es soll ihnen zu derjenigen Stunde, da sie desselben am meisten benöthiget sind, einkommen, wie unrecht sie mit ihrer Unbarmherzigkeit gethan haben. Die Strafe ist also beschaffen, daß wir

wir auch an ihr den unumstößlichen Beweis der Gerechtigkeit unsers Gottes erblicken können. Das Mittel ist sehr leicht, was er uns zu Erlangung seiner Gnade fürschiebt, wenn er das Mitleiden von uns fordert. Unsere Natur ist ganz zum Mitleiden geneigt, und es gehört schon eine große Verstockung darzu, zu einem hohen Grad der Unbarmherzigkeit zu kommen. Diejenigen sind um und neben uns, denen wir ein mitleidiges Herz zu gönnen haben. Arme, Elende, Nothleidende, Geplagte, Unterdrückte, Hausarme, sind leider allezeit mehr als in zu großer Anzahl unter uns, und in unsern Mauerren. Sie sind unsre Brüder; sie sind Unterthanen desjenigen Herrn, dessen Zepter wir auch küssen; sie leben in einerley Welt mit uns; wir sind eben deswegen glücklich, und mit Reichthum und Ueberfluß versehen, daß wir den Unglücklichen und Elenden aufhelfen und dienen sollen: und daß wir des Trostes nicht bedürfen, davon ist vielleicht die Ursache diese, daß wir unser mitleidiges Herz gegen diejenigen eröffnen sollen, die eines solchen Trostes

Trostes benöthiget sind. Wir würden Entschuldigung haben, wenn die, so wir ohne unser Mitleiden in Noth und Elend setzen lassen, ferne von uns und fremde wären. Da sie aber durch so ein genaues Band mit uns verbunden sind, so fällt alle Entschuldigung hinweg.

Unser Mitleiden, was wir zu rechter Zeit anwenden, verbindet nicht nur diejenigen Menschen die es insbesondere trifft, sondern die ganze menschliche Gesellschaft ist uns gewisser massen Dank schuldig, wenn wir etliche von ihren schwachen Gliedern durch unsere Erbarung aufrichten. Je mehr dieser großen Gesellschaft Schaden dadurch zuwächst, wenn der mehreste Theil, der sie ausmachtet, elend und unglücklich ist, desto mehr hat sie denen zu danken, die sich gleichsam vor den Riß stellen, und auf Mittel sinnen, einen solchen Nachtheil von ihr abzuwenden. Desto mehr Ursache hat sie, diejenigen als unnütze Mitglieder von sich auszuspeyen, die durch eine schadenfrohe Unbarmherzigkeit ein Uebel vergrößern, was sie doch so viel an ihnen wäre, ver-

rin

ringern sollten. Alle Ausflüchte darwider, so Unbarmherzige etwa machen könnten, kommen von nichts anders, als von einer verdorbenen menschlichen Einbildungskraft her.

Ich schmeichle mir, die Nothwendigkeit des Mitleidens zur Gnüge erwiesen zu haben. Ich muß nun auch durch eine vernünftige und weise Erinnerung beyfügen, daß nämlich ein mitleidiges Herz nicht genug sey, dieser Nothwendigkeit Gnüge zu thun, wenn man es blos dabey beruhen lassen wollte, was nützen wir unserm nothleidenden Nächsten, wenn wir die jammervollen Gedanken, die wir über seine Noth und Elend hegen, unwirksam rühren, und sie als andere Gedanken wiederum aus den fünf Sinnen verfliegen lassen. Die That muß so viel uns unser Vermögen zu statten kommt, die Regungen unsers Herzens in Uebung bringen.

Es ist der Mühe werth, die Sache durch ein deutliches Gleichniß zu erläutern. Gesezt ein Mensch wäre vor unsern Augen in einen Brunnen gefallen: Wir würden dadurch innigst gerühret, und unser mitleidiges Herz zerflöße

flöße in Thränen. Würde auch der Verunglückte, durch diese wehmüthige Gedanken nur die geringste Linderung verspüren, und würde ihm der kurz gefasste Entschluß, ihm eine Handreichung zu thun, nicht tausendmal nützlicher seyn, als die lange Ueberlegung seines unglücklichen Zufalls, und ein weilläufiger Zuruf aller nur möglichen Trostgründe.

Will man ein ander Gleichniß haben, und zwar ein solches was in den heiligen Büchern selbst die rechte Art und Weise des wahren und nützlichen Mitleidens zureichend erkläret, so wird kein besseres seyn, als das, von der Barmherzigkeit des Samariters, gegen den durch der Mörder Hand verunglückten Juden. Es giengen unterschiedliche Leute bey ihm vorüber, und sein Elend war meines Erachtens also beschaffen, daß es wohl kein einziger Mensch ohne Nührung ansehen konnte. Gesetzt nun, der jüdische Priester hätte seine Beredsamkeit ausschweifen lassen, um den todtkranken Menschen, einen recht tröstlichen Segen zu ertheilen, der Levit aber hätte in der Stille, die brünstigsten Seufzer gen Himmel geschickt.

geschickt. Dieses wäre allerdings eine Reinigung des Mitleidens, und ein Beweis der wahren Menschlichkeit gewesen. Wie sehr aber übertraf es das thätige Mitleiden des barmherzigen Samariters? War nicht der Dank unendlich grösser, den er seinen Wohlthäter schuldig war, als jenen, für ihre edelsten Gesinnungen.

Die thätige Milbigkeit äussert sich also in den Wohlthaten, die wir denen erweisen, die unsers Mitleidens würdig sind. Die Personen, welche mit einer Barmherzigkeit von dieser Art prangen sollten, sind besonders die, so in einen gesegnetern Zustand versetzt sind, die Rath und That gegen die Nothleidenden verbinden können. Diesen gehöret gleichsam der Titel Väter und Versorger der Armen von Rechtswegen zu. Ein Titel der prächtig genug ist, daß sie sich bemühen sollten, denselbigen in der That zu verdienen. Sie werden Versorger und Freunde des gemeinen Bestens, indem sie denen unter die Arme greifen, welche die Noth dem gemeinen Wesen überlästigt machet. Und zudem sind gläubige Christen,

Christen, nach den Inhalt der heiligen Vorschriften verbunden, auch die Feinde herzlich zu lieben, ihnen von Herzen zu vergeben und ihnen wohl zu thun, damit sie Kinder des himmlischen Vaters seyn; und obgleich die menschliche Vernunft manches, oder sehr vieles wider die Liebe der Feinde einwendet, so muß man doch den heiligen Fürschriften in diesem Stücke mehr als den verderbten Vernunftschlüssen folgen; zumal, da eine durch das göttliche Wort erleuchtete und geheiligte Vernunft der Gläubigen, viele Fürtrefflichkeiten bey dieser göttlichen Fürschrift, wie Feinde zu lieben, nach und nach entdeckt; und ihre Belohnung deswegen ganz besonders ist.

Eben ist fällt mir eine Stelle aus den Schriften des bekannten Augustiners, Pater Abraham a Sancta Clara in die Hände, die ich mit Erlaubniß meiner Leser hier einrücken will, weil sie meinen Satz, von der thätigen Milbigkeit erläutert. Sie ist in dem Buche Judas der Erzscheml L. 4. S. 300. befindlich. Dieses Buch ist eine von den gescheidesten Schriften des Paters, eines Man-

nes,

nes, dem ein übertriebner Wiß die Ehre ver-  
 dunkelte, die er vielleicht durch eine nicht gerin-  
 ge Gelehrsamkeit hätte erlangen können. In  
 diesem Buche muß man ihm der schönen Sit-  
 tenlehren wegen, etliche unbändige Ausdrücke  
 zu gute halten. Es heißt daselbst: O wie ge-  
 fällt es, spricht er, halt dem Allerhöchsten so  
 wohl, wenn man sich der armen Leute annimmt!  
 Ein Reicher soll von Rechtswegen seyn wie  
 der Himmel, Gott der Herr hat Himmel und  
 Erd erschaffen, aber den Himmel weit mehr  
 bereicht als die Erd, in dem Himmel hat er  
 gestellt die guldene Sonn, den silbernen Mond,  
 die schimmernde Sterne, allerley geistreiche  
 Gestirn, 2c. 2c. Die Erd aber ist sehr schlecht,  
 veracht, man tritt sie mit Füßen, man schütt  
 ihr allerley Unflath über den Kopf ab, sie muß  
 die größte Gebäude auf den Rücken tragen, daß  
 ihr möchten die Rippen krachen, und hat an-  
 bey nichts, als was ihr der Himmel spendirt,  
 dieser aber versieht sie reichlich mit heilsamen  
 Regen, mit guten Influenzen, mit häufigen  
 Himmelthau, und verläßt die arme bedürftige  
 Erd niemalen, auffer Gott verhängt solches

zu einer sondern Straf, wie zu Eliä Zeiten geschehen. Der Reiche ist gleich dem Himmel mit Silber und Gold wohl versehen, es schimmert alles an ihm, Kisten und Kästen seynd voll, entgegen ist der arme Mensch wie die niderträchtige Erden, hat nichts, als wie er geht und steht, und wartet immer auf eine gnädige Influenz von dem reichen Himmel: freylich ein Himmel und kein Himmel soll der Reiche und Wohlhabende seyn, und seine Influenz und Hülfe keinem armen Menschen weigern —  
 — 11. 11. Wann bey dem Reichen das Do, ich gebe, ist, das Do bleibt, das Do gefunden wird, alsdenn können sie für gewiß hoffen, daß am jüngsten Tag der göttliche Richter sie zu sich rufen wird, Venite Do her, wo die Auserwählten seynd, Do her auf die rechte Hand, Do her, wo die Schafe stehen. Ihr Herren, vergeßt die unverdiente Gnade nicht!

Ich möchte nichts mehr wünschen, als daß sich die Leute, denen die unbegreifliche und allweise Vorsicht das Vermögen dazu gegeben hat, ins künftige angelegen seyn lieffen Dieses thätige Mitleiden auszuüben. Diese Abhand-

hand

handlung, wollte ich gewiß für die gefegneteste, meiner Feder halten, wenn sie denenjenigen unter meinen geehrtesten Lesern, denen man ein thätiges Mitleiden abfordern kann, die Anleitung geben sollte, diese menschliche, und was noch mehr, diese recht christliche Tugend willig auszuüben.

Möchten doch besonders die Grossen in dieser Welt, der Bündigkeit der Sache Gehör geben, möchten sie doch als Sterne erster Größe, diejenigen mit ihren Wohlthaten erleuchten, die für sich selbst kein Licht haben, die in dieser Welt wie Schatten ohne Leben, oder wie Krankgewesene, die nahrhafte Speise bedürfen, daher wandeln. Möchte doch, da bey ihgen Zeiten das Armut unglaublich heimlich zunimmt, auch das Mitleiden zunehmen. Möchten doch die Begüterten, die Grossen, die reichen Vornehmen dieser Welt, an die merkwürdigen Worte unsers Erlösers gedenken, da er in den Tagen seines sichtbaren Wandels in dieser Welt sagte: Ihr habt allezeit, bis ans Ende der Welt, Arme bey euch, und wenn ihr wollt, es kömmt nur bloß auf des Reichen

chen Willen an, und wenn ihr wollt, könnet ihr ihnen Gutes thun, was heißt dieses anders: könnet ihr ihnen dienen, und mit dem Ueberflusse eurer zeitlichen Reichthümer beystehen und helfen. Wohl Ihnen! wenn sie dieser Rede ihres Erlösers folgen. Möchten doch die Reichen unter uns den unsterblichen Beyspielen der Reichen des vorigen Jahrhunderts, milde Gestifte verordnen. Ihr gesegnetes Gedächtniß wird dadurch leben. Man wird noch zu der Urenkel und der spätesten Nachkommen Zeit mit Ehrerbietung sagen hören: Der selige Stifter der Wohlthat, die mich noch beym Leben erhält, ist dieser fromme Mann gewesen. Mehr Ehre, mehr Ruhm, als wenn man nach dem Tode sagete, er fraß und soffte, zeugete Kinder die ihn ähnlich waren, sammlete vieles Geld, war sehr geizig, gab denen Armen nichts, bauete einen Pallast vor hundert tausend Thaler und starb. Welch ein schlechter Nachruhm!

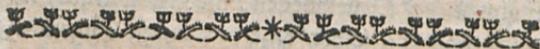
Ich weiß gewiß, meine Bitte gehet nicht fruchtlos ab. Ich richte sie an die Einwohner einer Stadt, die seit langen Zeiten den  
Ruhm

Ruhm der Wohlthätigen hat. Ich thue sie nicht für mich, sondern für diejenigen Menschen, die mich die Menschlichkeit, wie mich selbst lieben heißt: Für alle Armen wes Standes sie sind, für unsre Hausarmen, für unsre armen Studierenden. Ist es ein Segen Gottes, wenn in einer Stadt wenig Nothleidende gefunden werden, so ist es ein Segen, wozu er sich der reichen und vermögenden Leute als Mittelpersonen bedienet. Wie betrübt bin ich vielmals in meinem Gemütthe gewesen, wenn ich ganze Haufen elender und nothdürftiger Leute habe vor den Thüren und in die Häuser sehen betteln gehen, fromme Seufzer haben sich durch meine Brust gedrängt, sehnende Augen habe ich dabey gen Himmel erhoben; und den gnädigen Schöpfer gebethen, noch reichern Segen aus lauter unverbienter Gnade über uns Nothdürftige auszuschütten, zumal da ein schwerer, blutiger, und lang angehaltener Krieg unsere und auch die nachbarlichen Gegenden erschöpft hatte, und an vielen Orten nichts mehr zu essen zu bekommen war. Da uns nun der gnädige Gott reichlich und täglich wieder versorget,

und seine milde Hand hintereinander mit vielem Segen alle Jahre aufgethan hat und noch ferner aus unverbienter Gnade aufthun wird; Wohl an demnach! so werdet ihr Reichen, ihr Grossen in der Welt diese gesegneten Werkzeuge, wodurch auch die Liebe wohl thut. Suchet ihr Ehre, und trachtet ihr dahin euren ohne dieß unsterblichen Nachruhm zu vergrössern, so suchet dieses durch Wohlthaten und Mitleiden zu befördern, machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, weil ihr doch nicht ewig in dieser Welt bleiben, noch weniger aber, nur einen Pfennig von allen eurem Golde und Silber mit nehmen könnet. Sammelt euch Schätze die nicht veralten und die euch in alle Ewigkeit aus Gnaden ihre Interesse bringen. Heil Euch! wenn ihr diesem nützlichen Rathe folget. Unterdrücket ja nicht vollends die Armen, denn ihr Seufzen steigt über sich und stürmet gleichsam den Himmel; dienet ihnen, damit dieses grosse Geschrey und Seufzen unterbleibet, denn dieses ist euch Reichen nicht dienlich. Verursachet vielmehr durch euer Mitleiden und Wohlthaten, daß in eurer Stadt kein Bettler

Bettler gefunden werde. Ich sehe schon mit  
 einer sehnlichen Inbrunst dem Wachsthum eines  
 Ruhms entgegen, was durch euer Mitleiden  
 befördert wird. Wie glücklich sind doch dieje-  
 nigen Menschen, welche, wenn sie die Laster in  
 allgemeinen Ausdrücken bestrafen hören, bey  
 sich selbst denken, das bin ich, sich in der Stille  
 alsdann bessern, und die Tugenden sich ange-  
 wöhnen. O bekwegen, liebste Mitbürger,  
 laffet das Mitleiden eine von euren Tugenden  
 seyn: denn es ist eine verehrungswürdige Tu-  
 gend, und in dieser Welt ist die geistliche Saat-  
 zeit. Man merke dieses wohl. Ein jeder thue,  
 so viel ihm nach seinem Vermögen möglich;  
 und der da reich ist, der rühme sich seiner Nie-  
 drigkeit, weil auch die Reichen endlich, wie der  
 heilige Jakobus in seiner Epistel, im ersten Ka-  
 pitel, im 10. und 11. Verse redet, in ihrer  
 Haabe wie die Blumen auf dem Felde verwel-  
 ken. Uebertraget die Armut eurer Nebenmen-  
 schen. Seyd mitleidig mit denen, die euers  
 Mitleids bedürfen, und laffet eure thätige  
 Barmherzigkeit gegen die Armen und Nothlei-  
 denden unter euren Mitbürgern hervorleuchten:

so werdet ihr Barmherzigen die Früchte dieser  
 Tugend nicht nur hier, sondern auch dereinst in  
 jener neuen Welt, die noch kommen wird, frö-  
 lich genießen; und eure Belohnungen in jenen  
 ewigen Hütten werden groß seyn; alles wird  
 euch aus Gnaden von Gott belohnet werden;  
 und ihr werdet in jenen seligen Gefilden ohne  
 Aufhören erndten.



### Siebendes Stück.

**E**s möchten mich vielleicht Viele für ruhm-  
 rätzig halten, weil ich in diesem Stücke be-  
 haupten werde: Daß ein weiser Mann nie-  
 mals arm sey. Manchem meiner Leser wird  
 es als ein offener Widerspruch fürkommen.  
 Demohngeachtet habe ich Lust, diesen Satz zu  
 vertheidigen, ob ich gleich eben der Meynung  
 bin, daß Armuth und Weisheit einander ganz  
 zuwider sind. Die ganze Sache kömmt auf  
 die rechte Erklärung der Worte an, und hat  
 man diese vorausgesetzt, so wird niemand einen  
 Satz

Satz tadeln können, der anfänglich so widersinnig schien.

Die Armuth ist das Gefühl der äußerlichen unglücklichen Umstände, welches das Gemüth, ja die ganze Person abhält, eine Beruhigung anzunehmen.

Ist diese Erklärung richtig, so wird wohl niemand meynen, daß ein Weiser, der alle seine Maaßregeln nach den Grundsätzen einer geläuterten Vernunft einrichtet, in ein solches Labyrinth des Elendes gebracht werden könne, worinnen er die gänzliche Beruhigung seines Gemüthes einbüßen müßte. Geschähe dieses, so würde man den sogenannten Weisen entweder nicht Geschicklichkeit genug zutrauen, sich die bewußten Lehren zu eigen zu machen, oder man würde der Weisheit nicht Stärke genug beylegen. Das erstere würde eben so viel seyn, als denjenigen für einen halben Thoren halten, den man für ein Muster eines Liebhabers der Weisheit ausgiebt. Und dieses würde so widersprechend seyn, als ein dreyeckiger Zirkel. Sollte aber der Fehler in der Weisheit liegen, so würde man der Uebereinstimmung der ganzen

zen Welt zuwider handeln, und die so hochgerühmte Weisheit unter den allerelendesten und schlechtesten Bildern vorstellen.

Es ist wahr, ein Weiser ist eben den Zufällen des Glückes unterworfen, als der Thor, in so fern dasselbige wirklich zufällig zu nennen ist, und weder durch Vorsicht verbessert, noch durch Unachtsamkeit verschlimmert werden kann. Ein weiser Mensch kann also in solche Umstände gerathen, die alle Stücke der äußerlichen Gestalt der Armuth an sich haben. Er wird dieselben ebenfalls fühlen, allein auf keine so entsehrliche Art wie sie derjenige fühlet, der die Stärkungen der Weisheit dabey entbehren muß. Das ist: Er wird weit davon entfernt seyn, durch eine verdrüßliche Verwandlung seiner Umstände, auf traurige und zweifelnde Gedanken gebracht zu werden. Dieses ist nur ein Kennzeichen kleiner Geister, die den Wohlstand solcher Dinge, die außer ihnen sind, zu ihrem höchsten Gute machen, und sich mehr darum bekümmern, wenn derselbige äußerliche Wohlstand Schaden leidet, als wenn das Unglück sie selbst, oder besser zu sagen, den

be

beglückten Zustand ihres eigenen Gemüthes trifft.

Solche Leute sind wirklich arm, indem sie das Uebel allzuhäftig fühlen, was wir Armut nennen; und dadurch das Peinliche um ein großes vermehren, was es ohnedem schon in sich begreift.

Es ist kein Wunder, daß sie sich der Güter so gewaltig annehmen, weil der Satz bey ihnen eintrifft: Daß nämlich in gewissen Leuten nicht das Gemüthe, oder die gesunde Vernunft denkt; sondern die zeitlichen Güter das einzige denkende Wesen sind. Die Bilder, die sie sich davon entwerfen, sind allzu groß und allzu prächtig, daß der geringste widrige Zufall nothwendig den heftigsten Eindruck bey ihnen machen muß.

Ein armer Weiser verfähret auf eine Art, die von solchen pöbelhaften und niederträchtigen Gemüthungen sehr weit entfernt ist. Er hält die zeitlichen Güter mehr für eine willführliche Gabe der milden Vorsicht, als für ein Etwas, zu dessen Erhaltung diese Vorsicht nothwendig verbunden ist. Er trauet der wei-

fen

sen Weltregierung eines Allerhöchsten Wesens mehr zu, als daß er denken sollte, sein Glück müsse mit der Hinwegnehmung der zeitlichen Güter auch sein Daseyn verlieren. Vielleicht, denkst er, war dir das Vermögen nichts nütze, was dir entzogen worden ist. Vielleicht würdest du bey allem scheinbaren Glücke so unglücklich gewesen seyn, dein Herz daran zu hängen, den Schöpfer zu beleidigen, und die dir zur Vermehrung des gemeinen Bestens gereichten Mittel zu dem Nachtheil desselben anzuwenden. Dieses ist schon ein Grund, wodurch es ihm erträglich wird, arm zu seyn.

Der zweite Bewegungsgrund, der ihm die Armuth so sehr erleichtert, ist dieser, daß er gelernt hat, solche Dinge zu entbehren, die er als zufällig betrachten muß. Er danket es seinem guten Geschicke, daß er zu der Zeit, da er in dem Besitze des Vermögens stand, beständig daran gedachte, wie er sich zu verhalten hätte, wenn die Möglichkeit bey ihm eintreffen sollte, statt vieler zeitlicher Güter, nichts zu haben. Er wirft ein aufmerksames Auge auf seinen Nebenmenschen; und es wird niemals fehlen,

fehlen, daß er nicht Gefehrten seiner Armuth finden sollte. Diese Beyspiele dienen ihm zu stummen Lehren. Wenn jene ihren Unfall mit Geduld ertragen, so hält er es für die größte Schande, von ihnen übertroffen zu werden. Murren aber jene bey ihrem vermeynten Unglücke, so lehren ihn die unseligen Folgen dieses ungeberdigen Bezeigens sich dafür in Acht zu nehmen. Nächst diesem beobachtet er auch manchen Reichen, dem die Last seiner Glücksgüter beschwerlicher ist, als ihm seine große Armuth. Hier siehet er mit seiner gesunden Vernunft, die heimliche Dual, die er kostet, ein unrechtmäßiges Vermögen zu vergrößern. Er begleitet den scheinbar Glücklichen in Gedanken in seine Schlafkammer. Hier lieget er auf seinem Bette, das Eyerdun bedecket seinen Leib, die seidenen Vorhänge verbergen ihn, und der stille Mond scheinert erquickend an seine Fenster. Die Sorgen aber bedecken sein Gemüth, und tausend quälende Vorsorgen verbergen die Gemüthsrube vor seinen müden Augen, sie schwärmen gleichsam wie summende Wespen um seine Gemüthsrube herum. Umsonst

sonst wünschet er zwei Stunden nach Mitternacht den erquickenden Schlaf, der den Bettler umgebethen umarmet, so bald er sich auf sein Strohlager hingeworfen hat. Er erkennet, wie fähig das geringste Geräusche sey, einem solchen reichen Armseligen, wer weiß was einzubilden. Er stellet sich die Mühe lebhaftig für, die ein solcher Mensch anwenden muß, die Menschlichkeit auszurotten, und eine große Menge seiner armen Nebenmenschen hülflos zu lassen, die ihn überläuft, um durch seinen Ueberfluß etwas Erleichterung zu erhalten.

Beide Exempel lehren ihn. Die Mitgenossen seines Unglücks und seiner Standhaftigkeit stärken ihm die besten Trostgründe, die er sich selbst ausgesehen hat. Er wird bereit, etwas Widriges zu überstehen, wenn er sich überzeuget, daß er nicht der Einzige ist, dem es begegnet. Er lernet, daß die Qual größer werde, die uns ein Unfall verursacht, wenn er uns in einer Gemüthsverfassung übereilet, die zum unnützen Murren geneigt ist. Er ist weit davon entfernt, einen Tausch mit demjenigen anzutreten, den der Ueberfluß ärger martert, als jemals der Mangel quälen kann.      End-

Endlich setzet ein wahrer Weiser noch das wahre Wesen des Reichthums veste. Der größte Reichthum bestehet nach seiner weisen Ueberzeugung in Gütern, die nicht so hinfällig sind, daß die Darzwischenkunft eines kleinen Unfalls dieselbigen hinreißen kann. Wo sind aber die Güter von einer sonderlichen Art? Man prüfe allen irdischen Ueberfluß, und man wird gewahr werden, daß die Begriffe der Dauerhaftigkeit mit keiner Gattung derselben zu verbinden sind.

Also ist einem Weisen gar nicht zuzumuthen, daß er sich durch eine unmäßige Begierde nach einem so nichtigen Besitze sollte hinreißen lassen. Die Güter, die er wünschet, sind Weisheit und Tugend. Sie haben dieses voraus, daß ihre Erlangung nicht so vieler Gefahr ausgesetzt, das ihr Besitz allemal erwünscht und ruhig ist, und ihre Dauerhaftigkeit von keinen Zufällen eines wankelmüchigen Glückes abhänget.

Die Mittel, weise und tugendhaftig zu werden, sind allemal gut. Man darf nicht besorgen, zu etwas Unerlaubten gezwungen zu werden, wenn man sich auch noch so veste einbildet,  
feinen

feinen Endzweck zu erreichen. Sie sind leichter, als die Mittel zum Ueberflusse zu gelangen. Man frage den reichen Euklio, wie viel ihm der Wucher schlaflose Nächte gekostet hat, der ihn aus einem Tabletkrämer zu einem Besitzer von vielen Gelde machte. Sie sind auch keinen Vorwürfen weiter ausgesetzt, die denenjenigen beynah unfehlbar gemachet werden, die nach Reichthümern trachten.

Auch ist zu bemerken, daß in dem Besitze der Reichthümer, die man Weisheit und Tugend nennet, allemal etwas Süßes verborgen ist. Man wird niemals wahrgenommen haben, daß sich ein Tugendhafter allzu ängstlich gequälet hat, mit seiner Tugend Nutzen zu schaffen. Dieses aber siehet man täglich bey manchen Reichen. Endlich sind auch diese Güter der Vergänglichkeit nicht unterworfen. Sie sind es, die uns das Geleite in die Ewigkeit geben, es stehet in denen heiligen Büchern, ihre Werke folgen ihnen nach. Stehet auf ihr Reichen, und nehmet dieses von eurem Reichthume! Was bleibt euch von alle eurem Golde und Silber übrig, wenn euch der bleiche Tod das Ge-  
setze

setze aufsetzet, diese Welt zu verlassen. Eine  
 leichte Decke, ein wenig Heu unter dem Kopfe,  
 ein kleines Haus von Holze, und eine sehr enge  
 Wohnung in der Erde, in welche man euch ver-  
 scharret. Ja wer weiß, kömmt nicht eine Zeit,  
 da eure Nachkommen eure moderne Gebeine  
 auch aus dieser elenden Behausung vertreiben.  
 Deswegen seufzet dort ein Moses: Herr lehre  
 uns bedenken, daß wir, auch wir Reichen,  
 auch wir Begüterten sterben müssen, auf  
 daß wir Flug werden. Wie ungleich edler  
 ist also ein Schatz, der nach dem Ausspruche  
 unsers Heylandes, des Mundes der Wahrheit,  
 von keinen Dieben verfolget wird, und sicher ist  
 von Würmern und Motten gefressen zu wer-  
 den. Man setze zu diesen Gründen noch an-  
 dere, womit unsere Armen von der Offenbar-  
 ung beschenkt worden. Diese werden erst  
 zureichend seyn, unendlich kräftiger zu trösten,  
 und mitten in der Armuth den Reichthum eines  
 wahren Christen abzugeben.

Die Beruhigung des Gläubigen in Gott,  
 machet einen Christen reicher als Croesus seyn  
 konnte, sein Gemüth freuet sich des göttlichen

Ausspruch: Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen. Er verehret die weisen Absichten dessen, der ihn schlägt, weil er in dem überschwenglichen Ursprunge alles Guten auch die Kraft wahrnimmt, ihm die mit dem Mangel und Elend verknüpften Schmerzen zu lindern. Er siehet die peinigende und quälende Armut nicht mehr als eine Plage an, sondern als eine Prüfung seiner Geduld, die ihm Derjenige zuschicket, der ihn zu weit höhern Absichten bestimmet hat, als eine Zeitlang in der Welt scheinbar glücklich zu seyn. Also hält der fromme Arme seinem himmlischen Wohlthäter stille. Also bittet der weise und geduldige Arme um immer kräftigere Stärkung der Geduld, er unterstützet selbige mit andächtigem Gebeth: also kann seine Hoffnung nicht wanken, also empfindet er den größten Reichthum darinnen, daß er mit der Führung seines Gottes vergnügt seyn kann. Er seufzet: Herr, du bist gerecht; ich aber muß mich schämen!

Hiernächst fließet eine kräftige Quelle des Trostes, und sein Reichthum in der Armut daraus, daß er den Glauben behält. Die zeitliche Armut

Armut ist viel zu schwach, durch ihre entfesselten Stürme diesen festen Anker umzuschmeißen; sie bringen ihn vielmehr in den Hafen der Ruhe und Gelassenheit. Die beste Zuversicht derer frommen Armen auf das gnädige Versprechen ihres Gottes, ihre Trübsal noch hier in der Welt erträglich zu machen; und die ungezweifelte Hoffnung einer ewigen und über alle maßen wichtigen Herrlichkeit, erquicket mehr, als die äußerste Armuth, die zeitlich und leicht ist, kränken kann. Gesezt, ein gläubiger Christ verlieret hier in der Welt alles, was nur immer zu dem weltlichen Wohlstande gehöret. Er büßet seine Güter ein. Er siehet sie in den Händen ungerechter Feinde, dennoch wird er getrost und ruhig seyn; weil dieses Elend doch nicht so lange werden kann, daß es nicht demaleinst durch einen unendlichen Wohlstand, um seines Glaubens willen, abgelöset werden sollte; es soll ihm aus Gnaden alles wohl belohnet werden. Zuletzt siehet auch ein weiser Christ bey seiner Armut auf die kräftigen Beispiele solcher, die vor ihm eben dasselbe erduldet, und dennoch standhaftig geblieben sind,

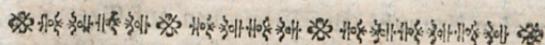
H 2

und

und den Glauben in aller Noth bis an das Ende bewahret haben. Er höret seinen Heyland in denen Tagen seiner sichtbaren Gegenwart und seines Fleisches klagen, daß die Vögel unter dem Himmel Nester, und die Füchse Gruben haben; da doch des Menschen Sohn nichts Eigenes besitze, wo er sein Haupt hinlegen könne, weil sein Reich nicht von dieser Welt war. Was will er, als der Jünger, ein günstigeres Schicksal verlangen, als sein Meister hatte: zumal da ihm von Jesu vorher gesaget ward, er müsse die Bewährung seines Glaubens in mancherley Trübsal finden.

So bleibt es also dabey: Der Trost, der aus der Weisheit einfließet, machet einen frommen Weisen bey der Armut reich, und die Erquickung der himmlischen Weisheit setzet einen Christen in so glückliche Umstände, die einer, der dieser Welt zeitliche Güter hat, umsonst begehret, wenn er kein gläubiger und frommer Christ ist; ein Christ, der des Trostes von oben fähig gemacht wird. Nun so beruhiget euch mit diesem unschätzbaren Troste, ihr frommen und weisen Armen, und werfet, bey aller eurer großen

großen Armuth, euer Vertrauen auf Gott niemals weg; denn es hat eine große Belohnung: und harret der Hülfe des Allmächtigen, sie wird gewiß kommen, und nicht aussenbleiben. Ihr Reichen dieser Welt, merket euch diese sùrtreffliche Regel: Seyd nicht stolz, sondern erbarmet euch des Dürftigen; machet, um eurer Seelen Seligkeit willen, ja nicht aus euren großen Schätzen das höchste Gut, damit ihr nicht in jenen ewigen Gefilden die Allerärmsten seyd; denket stets an jene merkwürdigen Worte unsers himmlischen Gamaliels: Was hülfe es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und käme nicht in den Himmel. Euch bekehrten Reichen und Armen aber rufe ich noch diese Worte zu: Achet nicht geringe die Züchtigung, nach eurer wahren Bekehrung des Herzens; sondern demüthiget euch unter die Hand des versöhnten himmlischen Vaters: denn die Früchte der göttlichen väterlichen Züchtigungen sind ungemein süße.



### Achtes Stück.

In gegenwärtiger Abhandlung will ich mich bemühen, die Kostbarkeit der Zeit zu zeigen; um mir dadurch den Weg zu bahnen, die Thorheit der Zeitverschwender lächerlich zu machen. Je mehr man den Werth eines Dinges einseheth, desto mehr Sorgfalt wird auf den Gebrauch desselbigen verwendet; und kostbare Sachen bewahret man mit aller nur ersinnlichen Aufmerksamkeit. Dftmals ist die Hochachtung gegen eine Sache aus dem bloßen Vorurtheile der Menschen entstanden; nichts desto weniger fordern sie alle diejenige Behutsamkeit gegen dieselbe, die man auf etwas zu wenden schuldig ist, was seinen wahren Werth aus seiner eigenen Natur herleiten kann. Eine jede Neigung will mit ihrem Abgotte sauber verfahren wissen, und wird ungehalten, wenn ein anderer die Gesetze ihres Eigensinnes nicht so gleich blindlings annimmt. Wie kömmt es aber, daß man das Kostbarste unter allen Dingen,

Dingen, die uns von der Natur gegeben worden sind, mit so flüchtigem Auge und geringer Aufmerksamkeit betrachtet, und sich so wenig daraus macht, dasselbige mit der größten Nachlässigkeit zu verschwenden? Ich will deutlicher reden: Wie kommt es, daß man die Zeit so schlecht zu nutzen sucht, da sie doch das schätzbare Gut in sich hält, und da ihr Verlust durch gar nichts wieder ersetzt werden kann? Vielleicht ist dieses die einzige Ursache dieser schädlichen Unachtsamkeit, daß der allergeringste Theil der Menschen den wahren Werth dieses unvergleichlichen Kleinods nicht hinlänglich einseheth. Eine Blindheit, die gewiß in ihren Folgen erschrecklich wird.

Unser Leben ist in die Grenzen der Zeit eingeschlossen. Es hat in der Zeit angefangen, es geht in der Zeit fort, und hat wieder durch die Zeit ein Ende. Die zarte Kindheit ist derjenige Theil unsers Daseyns, welcher geschwinde vorbeyläuft; nach dessen Ablauf fangen wir an, in den Jünglingsjahren zu leben, und so ferner fort bis zu den steinalten Jahren des Greises; jedoch kann keine von diesen Abwechselungen

des menschlichen Alters wieder zurück gerufen werden. Ein jeder Augenblick, ein kaum merklicher Theil der Zeit, bis zum Bette des Staubes, ist dennoch ein Theil von der Dauer eines Lebens, in welchem wir uns Ehre oder Unehre zuwege bringen können.

Wie thöricht handeln wir Menschen also, wenn wir auch nur den geringsten Theil, der zu der Gründung unsers zeitlichen und zukünftigen Glückes bestimmt ist, ohne nützlichen Gebrauch vorbey streichen lassen. Wir sind, was die Dauer unsers zeitlichen Lebens anlanget, in der größten Ungewißheit; es beruhet bloß auf der unverdienten Gnade des Schöpfers, wir schweben aber auch in der größten Unwissenheit, und diese selbst machet uns die Kostbarkeit der Zeit recht begreiflich. Wir wissen nicht, wie lange uns die Zeit von Dem, der die Erde schuf, gegönnet ist: So ist es ja thöricht, wenn wir uns mit einer Hofnung betrügen wollen, in Zukunft sorgfältiger auf die Anwendung der Zeit bedacht zu seyn. Man würde ja einen Wanderer auslachen, der die wichtigen Verrichtungen, um welcher willen er in einer Stadt wäre, bis auf die

die letzte Stunde versparete, und wenn er hernach schleunig nach Hause berufen würde, die meisten Geschäfte unverrichtet lassen müßte. Wir würden unser Gelächter verdoppeln, wenn wir wüßten, daß er keinen Augenblick sicher wäre, zurück gerufen zu werden.

Wir sind alle solche Wandersleute für Gott, wir haben in diesem Lande der sichtbaren Welt, welche das Land unserer Wanderschaft ist, die ansehnlichsten Geschäfte, ein jeder nach seinem Amte und Stande auszurichten. Wir sind ungewiß, wenn uns derjenige, der uns zu demselben bestimmt hat, den Befehl ertheilen wird, wieder umzukehren, und den Ort unserer Wallfahrt zu verlassen. Was haben wir uns von der Gerechtigkeit unsers Herrn anders zu versprechen, als daß er Rechenschaft von den Verrichtungen unsers hiesigen Aufenthaltes von uns fordern könnte? Und wie wollen wir diese Rechenschaft antreten, wenn uns eine innerliche Ueberzeugung unsers Herzens schamroth macht, und uns vorhält, daß wir in unsern Handlungen den weisen Absichten Desjenigen, der uns in diese Welt gesendet hat, nicht allerdings gemäß

gemäß gehandelt haben, und elende und sündliche Verschwender der Zeit gewesen sind, in welcher wir die nützlichsten Geschäfte übernehmen, und auf das rühmlichste ausrichten konnten. Wohl uns! wenn wir noch in dieser Welt zu jenen Höhen, da Gott wohaet, mit dem bußfertigen Zöllner um Gnade gläubig seuffzen, und so viel möglich ist, uns bessern.

Wir sind nicht gewiß, ob nicht vielleicht die Jahre unsers Lebens, in ihrer Folge, eine solche Zeit haben werden, da uns die Unvermögenheit unsers Leibes hindert, diejenigen Handlungen auszuführen, die wir aus Sorglosigkeit bis dahin verspart haben. Eine Betrachtung, die uns zu einer klugen Eintheilung der brauchbaren Jahre unsers Lebens Anleitung giebt.

Ich habe diese wichtige Sache an keinem Orte bündiger ausgeführet gelesen, als in den Schriften des weisen Königes Salomo. Seine Worte sind so schön, daß ich nicht umhin kann, den Inhalt derselben der Aufmerksamkeit meiner geehrtesten Leser vorzulegen. Gedente, spricht er im Pred. Sal. 12. an deinen Schöpfer in den Tagen deiner Jugend, ehe denn die Zeit  
deines

deines Uebels kömmt, und sich die Jahre nähern, von welchen du sagen wirst: sie gefallen mir nicht. Ehe die Sonne, und das Licht, und die Sterne, und der Mond verdunkelt werden, und die Wolken nach dem Regen wiederkömmen. Wenn die Hüter im Hause beweget werden, und die tapfersten Männer sich entblößen, und die kleine Zahl, derer die da mahlen, müßig stehet, und diejenigen, so durch die Löcher gucken, geblendet werden. Und die Thüren auf der Gasse verschlossen werden, darum weil die Stimme der Mütterin schwach worden ist; und sie aufstehen bey dem Gesange des Vogels, und alle Töchter des Gesanges taub werden. Auch die Erhabenen werden sich fürchten und scheuen auf dem Wege. Der Maulbeerbaum wird blühen, und die Heuschrecke fett werden, und die Lust wird vergehen, weil der Mensch in das Haus seiner Ewigkeit gehen wird; und auf der Gasse umher gehen werden die Weinenden. Ehe denn der silberne Strick zerreiße, und die goldene Quelle verlaufe, und der Krug an dem Horn zerstoßen, und das Rad über dem Horn zerbrochen werde. Und der Staub wieder zu der

Erde

Erde lehre, von welcher er war, und der Geist wieder zu Gott komme, der ihn gegeben hat.

Der weise Salomo giebt hier eine lebhaftere Beschreibung des menschlichen Alters, die desto nachdrücklicher wird, weil sie mit vielen Figuren ausgeschmücket ist, die in der Sprache der Morgenländer sehr gewöhnlich waren, und bey dergleichen Arten Schriften, welche auf die Einrichtung der Sitten abzielten, besonders angewendet wurden. Die eigentliche Absicht seiner ganzen Erwähnung gehet dahin, die Menschen abzuhalten, daß sie die gegönnten munteren Jahre nicht unachtsam vorbey streichen lassen; sondern vielmehr dieselbigen zu dem Gebrauche, wozu sie bestimmet sind, zu der Ehre des gütigen Gottes anwenden sollen. Er bekräftiget seinen Satz dadurch, daß er die Unfälle, welche das Alter gemeinlich bey sich führet, Stückweise betrachtet. Er vergleichet die muntre Jugend mit einzelnen Tagen, weil dieselbe demjenigen, der sie nicht recht zu gebrauchen weiß, so geschwinde als einzelne Tage, und gleichsam unter den Händen wegfommt. Das schwache Alter nennet er eine Zeit des Uebels, weil

weil es so viele Befehrten hat, die uns unange-  
 nehm und widrig sind. Er behauptet zugleich,  
 daß dieses Jahre seyn werden; das ist, eine  
 Zeit, die nicht nur an sich selbst lange dauern,  
 sondern auch durch die damit vereinigten Mühs-  
 seligkeiten uns noch länger scheinen werde.  
 Wir müssen dir völlig beystimmen, göttlicher  
 Salomo, wenn wir uns die Umstände eines un-  
 gesunden und schwächlichen Greises, nach dei-  
 ner Beschreibung zu Gemüthe führen. Die  
 Augen werden trübe, die Hände sind schwach,  
 und die von dem Alter schlaff gewordenen Ner-  
 ven zittern. Die Beine werden dürre, das  
 Fleisch fällt nach und nach weg, und sie wollen  
 die Last des ausgezehrten Leibes nicht mehr tra-  
 gen. Die Zähne fallen nach und nach aus, und  
 die noch wenige Zahl der überbliebenen kann die  
 Speise nicht mehr recht kauen. Es verdreust  
 einem so sehr abgematteten Greise, die Lippen  
 aufzuthun, und seine Zunge kann nur gebro-  
 chene und unvernehmliche Töne daher lassen.  
 Ein Alter hat wenig Schlaf, und seine Ohren,  
 die sonst schwerlich hören, vernehmen zur Zeit  
 der Nacht den geringsten Laut und das kleinste  
 Ge

Veräufche. Der Kopf und die Schultern ziehen sich zusammen, die Haare werden grau, alle Glieder schwinden, und der gleichsam halb tode Mensch wird zu allen Unternehmungen verbrüßlich. Auch die Kräfte des Gemüths müssen mit den Kräften des Leibes ein gleiches Schicksal ertragen, und man wird selten einen Menschen finden, welcher zu einer Zeit, da sich die Krankheiten in so gehäufte Menge zu seinem schwachen Körper nahen, noch die Wirkungen eines lebhaften Geistes spüren sollte, die sich in jüngern Jahren gleichsam als einen Begleiter derselben darstellten. Auf einen so beschwerlichen Zeitpunkt verschiebet man nun die Verrichtungen, wozu man in der Blüthe der Jahre geschickt genug wäre: Thorheit! Noch eines: die Zeit kommt nicht wieder, so sind auch die Gelegenheiten, die sich uns darbieten, Gutes zu thun, nicht immer eiperley; zuweilen können wir auch flüchtig und vernünftig unsern irrenden Nächsten warnen und bessern. Sind wir nun so unachtsam, lassen wir die Gelegenheit vorbehey eilen, so bedauern wir es alsdann vielmal. Wohl uns! wenn wir hinführo aufwerksamer sind!

Ich

Ich habe so viele Beyspiele solcher Personen gesehen, die ich in ihrer Jugend als unnütze Verderber der Zeit gekannt habe. Doch wie betrübt waren sie in ihrem Alter: ja ihre Bekümmerniß war so heftig, daß sie ihre ganzen übrigen Lebensjahre, ja das kostbarste ihres Vermögens für einen Tag geben wollen, den sie nicht dem Endzwecke gemäß zugebracht hatten, wozu er bestimmt gewesen war. Ich sehe mich durch etliche wichtige Umstände gehindert, den andern Theil meines Versprechens zu erfüllen, und das Lächerliche in der Verderbung der Zeit zu zeigen. Es bleibet dieses bis auf eine gelegeneren Zeit ausgesetzt; icht will ich nur noch mit wenigen an diejenigen Hindernisse gedenken, durch welche insgemein unsere Zeit unterbrochen wird.

Es stellen uns erstlich diejenigen, die mehr sind als wir, dergleichen Hindernisse in den Weg, indem wir unsere Zeit nach ihren Vorschritten einrichten müssen. Unsere guten Freunde rauben uns auch vieles von unserer Zeit. Ja wir selbst, sind auch vieles daran Ursach.

Ursach. Ein großer Theil unserer Zeit ver-  
 gehet uns, indem wir mit gar nichts beschäf-  
 tigt sind. Ich darf nur die Jahre unserer  
 Kindheit, und die Zeit die wir mit dem schlaf-  
 en zubringen, anführen. Wie viele Zeit ge-  
 het uns dadurch verloren. Dieses alles aber  
 heißt in seiner Maaße noch nicht die Zeit ver-  
 schwendet, und wir können nur dieses dar-  
 unter verstehen, wenn man die Zeit mit Mäß-  
 siggange oder üppigen Berrichtungen zubrin-  
 get. Ein jeder Mensch siehet deutlich aus  
 dieser Abhandlung, wie nöthig uns die Ein-  
 theilung der Zeit, die rechte Klugheit sie nüt-  
 zlich zu gebrauchen und die Behutsamkeit in  
 allen unsern Thun und Lassen ist, es wird  
 demohingeachtet noch immer von uns heißen:  
 Wir fehlen alle mannigfaltig, und deswegen  
 werden auch alle Gläubige Gott bitten müs-  
 sen: Herr! gehe nicht ins Gericht mit dei-  
 nem Knecht! denn für dir ist kein lebendiger  
 Mensch gerecht.

Der Frömmste läßt noch Jähren fallen.

Wenn er die Zeit fromm überdenkt \* \* \*





**ULB Halle**

3

006 978 622





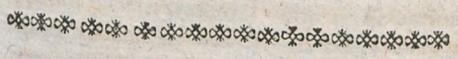


Farbkarte #13

B.I.G.

Der  
Englische Greis,

von \* \* \*



Zweiter Theil.



Hamburg, 1766.

2

mach  
ngen  
uden  
t M  
t wi  
Ent  
hulb.  
es zu  
billi  
dem  
redl  
ten  
fi pr  
sie  
hoh  
stret  
hwe  
dief  
da  
nfi  
ern  
hen